

(Mager-)Sucht und Ambivalenz : psychoanalytische Überlegungen

Autor(en): **Küchenhoff, Joachim**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **SuchtMagazin**

Band (Jahr): **32 (2006)**

Heft 5

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-800964>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(Mager-)Sucht und Ambivalenz – psychoanalytische Überlegungen

Die These der vorliegenden Arbeit lautet, dass in der Sucht das Ende von Vermittlung angestrebt, also Ambivalenz still gestellt wird. Das macht den entwicklungsfeindlichen Aspekt der Sucht aus. Als Beispiel einer Sucht wird die psychogene Magersucht untersucht. In der Anorexie werden die Vermittlungen im zwischenmenschlichen Bereich aufgehoben und die Ambivalenzen, die mit der Identitätsentwicklung notwendig verbunden sind, still gestellt.

Joachim Küchenhoff*

Menschliches Empfinden und menschliches Verhalten lassen sich aus psychoanalytischer Sicht am leichtesten durch Polaritäten beschreiben. Die psychoanalytische Konfliktpsychologie geht

von Polaritäten aus. In der psychodynamischen Diagnostik, so wie sie z. B. im System der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik¹ vorgestellt wird, werden Konflikte als Konflikte zwischen Nähe und Distanz, zwischen Versorgung und Autarkie, Abhängigkeit und Autonomie etc. verstanden. Die psychoanalytische Entwicklungspsychologie hat ebenfalls polare Konzepte entworfen. Ihre Pionierin, Margaret Mahler, hat die psychische Entwicklung des Kleinkindes mit Hilfe der Koordinaten von Symbiose und Separation beschrieben. Freud selbst hat in einem umfassenden Sinn alle Lebensvollzüge in die grundlegende Polarität von Eros und Thanatos eingebettet.

Sobald polare Strukturen beschrieben werden, stellt sich notwendig die Frage nach der Vermittlung zwischen den Polen. Bezogen auf das menschliche Konfliktleben heisst dies: Es muss zwischen einander entgegenstehenden Tendenzen, Wünschen oder Handlungsperspektiven ein Kompromiss gefunden oder immer neu ausgehandelt werden. Im Erleben entspricht dem Kompromiss die Erfahrung der Ambivalenz. Ambivalenz ist nicht an und für sich pathologisch, sondern ebenso sehr eine Fähigkeit, die einander widerstreitenden Strebungen wahrnehmen und aushalten zu können.

Verzicht auf Entwicklung

Wie die phänomenologisch-anthropologische Psychiatrie betont hat, ist ein Charakteristikum z. B. schwer depressiver Menschen gerade die Unfähigkeit zur Ambivalenz, die dort als Ambiguitätsintoleranz beschrieben worden ist.² Wo liegen die Pole, zwischen denen vermittelt werden muss? Sie lassen sich einmal in den intersubjektiven Beziehungen beschreiben. Für André Green (1990) ist die Polarität von Verschmel-

zungswunsch und Isolationsangst wesentlicher Erlebnisinhalte früher intersubjektiver Erfahrungen, die noch im Erwachsenenalter und gerade bei PatientInnen mit einer sog. Grenzfall-Pathologie dominieren kann. Für Donald Winnicott (1963/1984) spielt in jeder Autonomie-Entwicklung die Polarität zwischen Destruktion des Objektes und Überleben des Objektes eine Rolle, also die Gewissheit, dass Infrastellungen der Beziehung zum Anderen, also Abgrenzungen, nicht zerstörerisch sind. Andere Beispiele liessen sich anfügen.

Auch in Bezug auf das Selbstbild und die eigene Identitätsvorstellung ist Vermittlung notwendig. Das bewusste Selbstbild tendiert nach Einheitlichkeit oder Geschlossenheit, das Bewusstsein strebt nach einem klar beschreibbaren Bild persönlicher Identität. Auf der anderen Seite kann die eigene, bewusste und in Rollen festgeschriebene Identität auch zur Einengung werden, sie wird immer unterlaufen durch Wünsche, den Identitätszuschreibungen entkommen zu können, durch ein Verlangen also nach dem Nicht-Identischen oder Heterogenen.

Die These der vorliegenden Arbeit lautet, dass in der Sucht das Ende von Vermittlung angestrebt wird. Das macht den entwicklungsfeindlichen Aspekt der Sucht aus. In therapeutischen Zusammenhängen ist es zwar immer wieder eindrucksvoll zu erkennen, dass es heilsam sein kann, Vermittlungen aufzugeben, weil in der Einseitigkeit des Erlebens eine Reduktion übermässiger Komplexität oder ein Schutz vor miteinander nicht zu vereinbarenden Anforderungen ermöglicht wird. Dennoch ist der Preis hoch, der für dieses protektive Element z. B. der Sucht bezahlt wird, nämlich der Verzicht auf Entwicklung. Darin liegt der fundamentale Unterschied zum nicht-süchtigen Rausch, der hetero-

* Joachim Küchenhoff, Prof. Dr. med., Abteilung Psychotherapie und Psychohygiene der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel, Socinstrasse 55a, CH-4051 Basel. Tel. 061 272 63 11; Fax 061 272 67 75; E-Mail: Joachim.Kuechenhoff@unibas.ch
Der vorliegende Text ist eine stark gekürzte und abgeänderte Version eines Beitrags zu einer Ringvorlesung zum Thema «Rausch-Sucht-Lust» an der Universität Bremen (cf. Küchenhoff 2002)



gene Erfahrungen sucht und neue Erlebnispole aufbaut und dadurch zugleich auch Entwicklung anzustossen erlaubt.

Diese These wird im folgenden erläutert; als Beispiel einer Sucht wird die psychogene Magersucht untersucht. Dabei wird auf beide genannten Orte polaren Erlebens, die Ebene der Inter-subjektivität und die Identitätsentwicklung, fokussiert werden.

Die Aufgabe der Vermittlung im intersubjektiven Bereich

Nähe und Distanz, Versorgung und Selbständigkeit, Abhängigkeit und Autonomie sind einige der Beziehungspolaritäten, die lebenslang in zwischenmenschlichen Beziehungen ausgehan-

delt werden müssen. Ihre Vermittlung kann unmöglich scheinen, und dafür gibt es lebensgeschichtliche gute, wenn auch schlimme Gründe. Eine radikale Lösung, gleichsam ein Zerschlagen dieser Herausforderungen bedeutet es, auf jede Vermittlung zu verzichten und nur noch jeweils einen Pol zu leben. Dann ist das Beziehungsleben einseitig von Distanzierung geprägt, von Autarkie- und Autonomiewünschen – eine Haltung, die bis zur Ausklammerung von Beziehung überhaupt gehen kann. Die süchtige Beschäftigung mit dem Essen oder besser: mit dem Nicht-Essen lässt sich als eine solche radikale Lösung, als Verweigerung von Inter-subjektivität, verstehen. Ziel der magersüchtigen «Hungerkünstlerinnen» ist es, durch den Verzicht auf die Nah-

rung, durch den Verzicht also auf das – neben der Luft – allerallgemeinste Lebenssubstrat von der (personalen) Aussenwelt unabhängig zu werden. Im magersüchtigen Verhalten drückt sich eine radikale Forderung nach Autonomie aus, die nur dann verständlich wird, wenn man z. B. die Beziehungsstrukturen innerhalb einer Familie betrachtet, die oft alles andere als autonomiefördernd gewesen sind. So ist die Magersucht ein Versuch der Selbsterhaltung. Was dabei aber aufs Spiel gesetzt oder verunmöglicht wird, ist die Rückkehr zum Objekt. Um sich selbst zu erhalten, wird die Objektbeziehung negiert und der Selbstbezug vereinseitigt.

Das kann nur gelingen, wenn die eigenen Wünsche negiert werden.³ Jede Wunschregung wird als verschlingend erlebt, und zwar sowohl die eigenen Wünsche wie auch die Wünsche der anderen. Dieses Verschlingen ist eine Metapher, die als sehr konkret erlebt werden kann: Liebe ist ein Verschlingen oder Verschlungenwerden. Es gibt keinen Schutz vor dieser Auflösung des Selbst im anderen oder des anderen im Selbst; «zum Fressen gern haben» ist eine gebräuchliche Redewendung, die auf diese Gefahr hinweist. Im Erleben der Anorexie-PatientInnen gibt es keine verlässliche Struktur, keinen Übergangsraum, keine Referenz auf ein Drittes, wie immer man sagen möchte, auf ein buchstäblich relativierendes Element, das das Phantasma des Verschlingens oder Verschlungenwerdens auffangen oder ausgleichen könnte. Also müssen die PatientInnen sich selber retten: Sie müssen das Wünschen aufgeben, unterdrücken, bekämpfen. Aber es ist der Anorexiiekranken nicht möglich, den Wunsch nach Nähe, nach Versorgung, nach Abhängigkeit vollends zu beseitigen. Er setzt sich durch, offenbart sich an überraschenden Orten, in verschiedenen Verkleidungen: der ausgemergelte Körper signalisiert den anderen einen Hilferuf, der zwar durch den beschriebenen Rückzug bekämpft, zugleich aber doch immer wieder ausgesandt wird (projektive Identifizierung). Oder es werden andere umsorgt und umhegt – auffallend die Häufung sozialer Berufe unter AnorexiepatientInnen und die Hingabe, mit der andere bekocht werden (altruistische Abtretung). Schliesslich wird die abhängige Seite in der Sucht gelebt, wobei die süchtige Seite in der Mager-

sucht einer doppelten Brechung unterliegt. Abhängigkeit wird aus den intersubjektiven Beziehungen so gut wie möglich verbannt und statt dessen aufs Suchtmittel verschoben. Dieses Suchtmittel ist aber keine Droge, auch nicht die Nahrung, sondern die Nahrungsverweigerung.

Andere Suchtformen liessen sich hier unschwer anfügen. Die Medikamentensucht ermöglicht es, wie D. Anzieu gezeigt hat, sich mit einer Art zweiter Haut, einer Nebelwand zu umgeben, die Distanz schafft.⁴ Zugleich werden die Wünsche, die auf andere Menschen nicht mehr projiziert werden können, nur noch auf die Tablette verlagert. Sie ist die bessere Begleiterin, die bessere Partnerin, die jederzeit verfügbare Partnerin, der gegenüber jede Beziehungsarbeit unnötig wird. Natürlich ist der Andere nicht überflüssig zu machen. Die Besetzung des Suchtmittels durch symbiotische Wünsche, nämlich das Objekt immer verfügbar zu haben, rächt sich und entpuppt sich als eine Illusion; die Endlosigkeit der Sucht entspricht der Endlosigkeit der Suche nach der unvermittelten Erfahrung.

Sucht und Identität

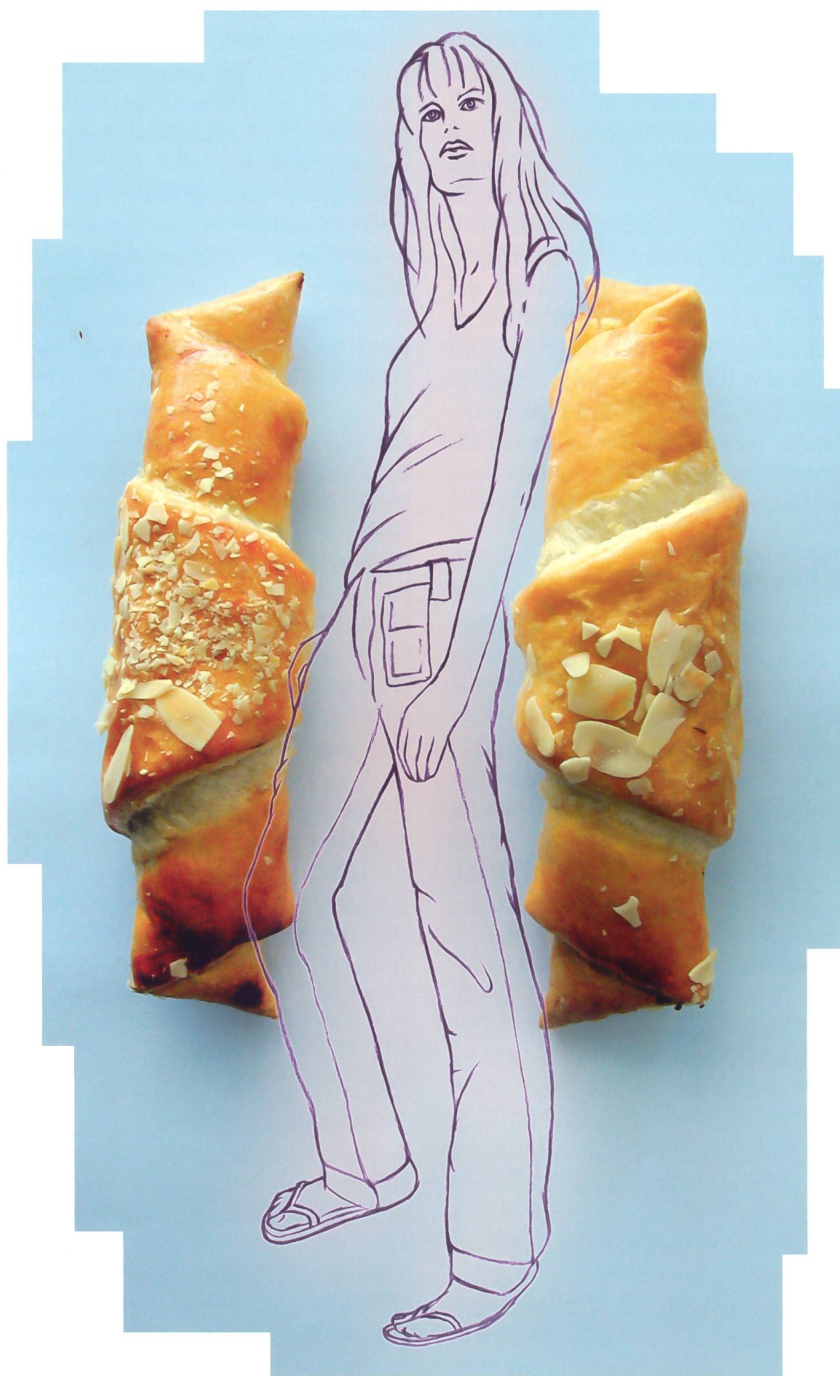
Bisher ging es darum, die Aufgabe von Vermittlung im intersubjektiven Bereich zu erläutern. Der zweite Ort, an dem Polaritäten vermittelt werden müssen, ist die Vorstellung der eigenen Identität. Mit der Aufkündigung von Vermittlung im intersubjektiven Bereich korrespondiert ein Aufgeben von Identitätsentwürfen. Bevor das Aufgeben der Vermittlung in der Sucht untersucht wird, ist es notwendig, einige Anmerkungen zum psychoanalytischen Identitätsbegriff zu machen. Identitätskonzepte sind von intersubjektiven Erfahrungen nicht unabhängig. Wenn wir von Identitätsvorstellungen oder Identitätsgefühlen sprechen, meinen wir damit zwar erst einmal ein intrapsychisches Phänomen. Die Genese der eigenen Identitätsvorstellungen ist jedoch intersubjektiv vermittelt. Weder die biologischen Reifungsvorgänge noch die schiere Selbstreflexion allein schaffen Identität, vielmehr sind die Bezüge zur sozialen Umwelt entscheidend. Identität beruht auf Identifizierungen. Über Identifizierungen baut sich die innere Welt des Subjekts auf. Aber Identifizierungen werden

nicht ungebrochen übernommen. Identität geht nicht in der Verinnerlichung des Anderen auf.

G.H. Mead⁵ hat zwischen zwei Ichbegriffen unterschieden, eine Unterscheidung, die für die Bewertung von Identitätsbildungsprozessen fundamental ist. Das «me» beruht auf der Übernahme sozialer Erfahrungen, auf Identifizierungen. Es bezeichnet die Verinnerlichung der interpersonalen und gesellschaftlichen Wirklichkeit ins Ich. Das «me» ist die reflektierte Identität. Identität wird doppelspurig reflektiert, durch das reflektierende Bewusstsein,

aber auch durch soziale Spiegelungsprozesse. Ihm steht aber ein zweites Ich gleichsam gegenüber, das «I», also der Persönlichkeitsanteil, der sich nicht in soziale Vermittlung auflösen lässt. Nach Mead ist das «I» diejenige Dimension, die im Reflexionsprozess nicht aufgeht, die ihn immer wieder stört und damit einen neuen Balancierungsprozess in Gang setzt.⁶

Welche Konsequenzen lassen sich daraus für ein psychoanalytisches Identitätskonzept ziehen? Identität ist nur als prozesshafte Vermittlung zwischen den Polen von «I» und «me» zu bestimm-



men. Identität ist Identitätsfindung, nicht Identitätsprodukt. Hebt man nicht auf Identität als Ergebnis, sondern auf die Bildung von Identität als Prozess ab, entgeht man der Gefahr letztlich willkürlicher Normensetzung, ausserdem ist der Vorteil dieser Definition darin zu sehen, dass das Nicht-Identische, die ausgegrenzten Bestandteile der Identität, in den Identitätsbegriff eingeholt werden können. Auf diese Weise ist es möglich, Identität als prinzipiell unabgeschlossenbares Wechselspiel unbewusster und bewusster Kräfte zu verstehen, aber auch als Wechselspiel zwischen den sozialen Forderungen und den Wünschen nach Selbstverwirklichung. Identität aus psychoanalytischer Sicht ist ein Begriff der Spannungen, der Oszillationen, der Polaritäten. Identität umfasst den Prozess der Identitätsbildung, z. B. durch Identifizierung, ebenso wie den Prozess der Infragestellung von Identität, z. B. durch Desidentifizierung. Identitätsbildung ist ein intersubjektiver Prozess, in der Identitätsbildung sind wir auf andere angewiesen. Identität meint Trennung oder Getrenntheit, zugleich aber auch Teilhabe, sie meint Abgrenzung, aber zugleich auch Anerkennung des Anderen als Anderen, sie meint das Einheitsstreben der Person, aber auch die Integration des Nicht-Identischen.

«ich hungere, also bin ich»

Auch in Bezug auf die eigene, nunmehr dynamisch verstandene Identität ist Suchtverhalten Ausdruck einer Aufgabe von Vermittlung. Wieder soll die Anorexia nervosa als Beispiel dienen. Die Identität wird durch den Rückzug vom Objekt zu wahren gesucht. Sie bewahrt sich aber nur noch in der Negation oder in der Idealisierung der Negation. Dem Beziehungspartner der anorektischen Patientin fällt mit erschreckender Deutlichkeit die Uniformität, der Verlust der Individualität auf; die endlose Beschäftigung mit dem Essen erlaubt andere Gedanken nicht mehr, der äussere Anblick, die kachektische Statur wirkt entindividualisiert. Durch die Selbstaushungerung gelingt die Ichabgrenzung, aufrecht erhalten bleibt die Sicherheit, nicht auszufliessen, nicht grenzenlos, nicht mit anderen verschmolzen zu sein. Zugleich wird eine dynamische Identitätsentwicklung gerade verhindert. Das Hängenbleiben an der Essthematik ver-

hindert, dass andere Selbstentwürfe möglich werden. Der sexuelle Körper wird ausgehungert, das «I» soll stillgelegt werden, zugunsten eines «me», das seine Spiegelungen nicht aus realen sozialen Erfahrungen schöpft, sondern aus Ichidealbildungen, aus asketischen und geschlechtslosen Vorbildern oder Imaginationen. Das objektiv hochrisikante Leben der Magersüchtigen ist von der unbedingten Suche nach Risikolosigkeit geprägt. Jeder potentielle Unruheherd, der das anorektische Ichideal in Frage stellt, wird zum Schweigen gebracht. Die süchtige Besetzung des eigenen dünnen Körpers, der Drang, um jeden Preis dünn zu sein, stellt die beschriebenen dynamischen Identitätsentwürfe still. Gerade in der Starrheit liegt das Süchtige der Magersucht; die anorektische Identität lässt sich in dem Satz zusammenfassen: «ich hungere, also bin ich». Jede Gefährdung dieser anorektischen Identität wird mit weiteren Hungermassnahmen beantwortet. Sucht bedeutet «mehr desselben», nicht Infragestellung. In seiner Starrheit wirkt die anorektische Identität wie eine karikierende Übersteigerung normativer Identitätskonzepte. Ein Spiel mit der eigenen Identität wird nicht zugelassen, weil es als zu grosse Gefahr erlebt wird. Damit aber wird in der Anorexie die Zeit stillgestellt; Entwicklung findet nicht statt. Es gehört zu den ebenso bewegenden wie auch schwierigen Phasen einer Psychotherapie mit magersüchtig Kranken, die heftige Trauer aufzufangen und durchzuarbeiten, die PatientInnen erleben, wenn sie sich Rechenschaft über lange Zeiten ungelebten Lebens ablegen, dass wichtige Lebensphasen nur von dem einen dröhnenden Gedanken besetzt gehalten worden sind, den Hunger zu besiegen und an Gewicht abzunehmen. Darin ist die Anorexie eine Sucht, die anderen vergleichbar ist.

Die Vermeidung der Infragestellung

Anders als oft vermutet, bedeutet Sucht, z. B. die süchtige Einnahme eines Medikamentes, nicht die Suche nach dem Risiko, sondern die Vermeidung der Infragestellung. Die Suchtqualität der Magersucht wird hier betont, weil sie nicht ohne weiteres plausibel ist. Denn die Anorexie unterscheidet sich von stoffgebundenen

Süchten erheblich, v.a. darin, dass sie wie eine Hohlform der Sucht erscheint. Anorektische PatientInnen sind nicht von einem Suchtmittel abhängig, sondern vom Entzug eines Subsistenzmittels, der Nahrung. Auf diese Weise spiegelt sich in der Anorexie die – im wörtlichen Sinne – Nichtigkeit des Suchtmittels. In der Anorexie ist das Suchtmittel nichts, und in anderen Süchten letztlich auch. ■

Literatur

- Anzieu, Didier, 1991: Das Haut-Ich. Frankfurt
- Arbeitskreis OPD (Hrsg.), 2001: Operationalisierte Psychodynamische Diagnostik. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle
- Freud, Sigmund, 1912: Totem und Tabu. GW IX
- Green, André, 2000: Geheime Verrücktheiten. Giessen
- Küchenhoff, Joachim, 1992: Körper und Sprache. Heidelberg
- Küchenhoff, Joachim, 1996: Die psychodynamische Behandlung der Anorexia nervosa. In: Herzog, Wolfgang; Bergmann, Günther; Munz, Dietrich; Vandereycken, Walter (Hrsg.), 1996: Anorexia und Bulimia nervosa. Frankfurt: 7-14
- Küchenhoff, Joachim, 2002: Die Sucht und der Andere – Identität und Intersubjektivität in der Sucht. In: Uhlig, Stephan; Thiele, Monika (Hrsg.), (2002): Rausch – Sucht – Lust. Giessen: 183-196
- Kraus, Alfred, 1977: Sozialverhalten und Psychose Manisch-Depressiver. Stuttgart
- Lang, Hermann, 1973: Die Sprache und das Unbewusste. Frankfurt
- Mead, George Herbert, 1973: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt
- Winnicott, Donald Wood, 1963/1984: Die Entwicklung der Fähigkeit der Besorgnis. In: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Frankfurt: 93-106

Fussnoten

- ¹ (OPD -Arbeitskreis 2001)
- ² (Kraus 1977).
- ³ (cf. ausführlicher Küchenhoff 1996)
- ⁴ (D. Anzieu 1991)
- ⁵ G.H. Mead z. B. 1973
- ⁶ Eine vergleichbare Untergliederung des Ichbegriffs findet sich bei J.Lacan; cf. Lang 1973; Küchenhoff 1992